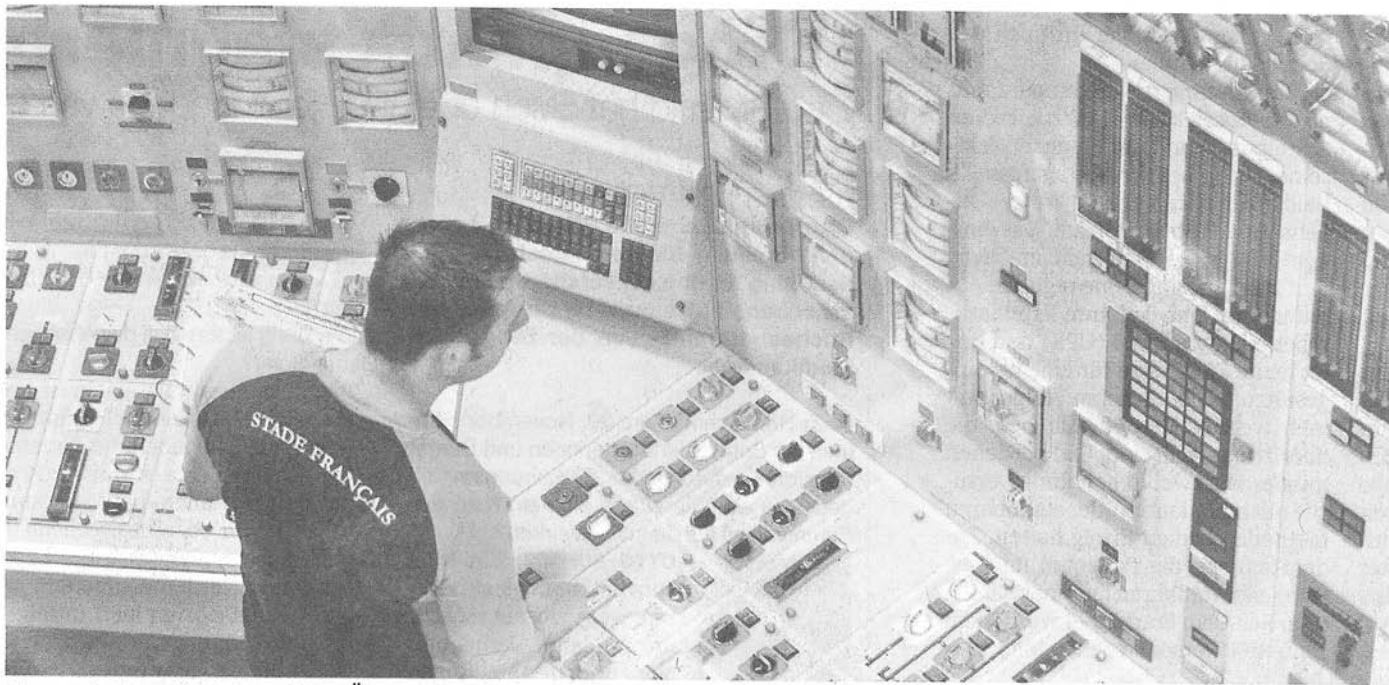


Freitag, 21. November 2008

## Strahlenalarm am Hochrhein

**Fessenheim.** Im AKW Fessenheim wurde mit Schweizer Beteiligung der Ernstfall geübt



**Abgeschottet.** Ein Grossteil der Übung fand im Simulator statt, in dem die reale Schaltzentrale nachgebaut ist. Foto Thierry Gachon

BÄRBEL NÜCKLES

**Alle drei Jahre heulen in Fessenheim die Sirenen. Der Grund ist eine Übung zum Austesten der Kommunikationswege. Zur Anwendung kam zum ersten Mal auch ein Telefonalarm.**

Als die Sirene auf dem Schuldach aufheult, lässt die Lehrerin die Schule zusperren, die Fenster und Läden schlies-

sen. Dann verteilt sie ihre Klasse auf die anderen Gruppen. 134 Schulkinder in der Grundschule «Regenbogen» in einem Neubauviertel am Rande von Fessenheim dürfen bis zum frühen Nachmittag ihre Räume nicht mehr verlassen. Anschliessend zieht sich Marie-Jeanne Kieffer, die Schulleiterin, in ihr Büro zurück, setzt sich vor das Telefon und sichert den

Kontakt mit der Präfektur, denn noch ist nicht klar, wie ernst die Lage ist. Dann kommt der Anruf: «Die Präfektur und das Atomkraftwerk Fessenheim informieren Sie: Bringen Sie sich in Sicherheit. Achtung: Dies ist eine Übung!»

Die weibliche Stimme aus der Hörermuschel kommt von einem Sprachcomputer, der bei der Übung von gestern in

Fessenheim zum ersten Mal getestet wurde. Alle Bürger des kleinen Ortes, dessen Name seit 1977 untrennbar mit dem ältesten Atomkraftwerk Frankreichs verbunden ist, wurden durch den automatischen Anruf informiert: Im Haus bleiben, Fenster und Läden schliessen, Radio hören und weitere Anweisungen abwarten.

**LEITUNGEN GEBROCHEN.** Alle drei Jahre spielen Fessenheim, das Atomkraftwerk, das in zwei Kilometern Entfernung am Rhein steht, und die Präfektur als Vertreter der Staatsmacht im Südsass ein Szenario durch, vor allem um zu prüfen, ob die Kommunikationswege im Ernstfall funktionieren. Weil Fessenheim im Grenzland liegt, werden die deutschen Behörden in die Übung mit einbezogen – deren Krisenstab befand sich gestern im Regierungspräsidium Freiburg. Die

Schweizer Nachbarn erhielten die Nachricht über zwei Kanäle, direkt über die Nationale Alarmzentrale in Zürich und über die Basler Polizei.

Eine oder mehrere Leitungen des Dampfgenerators im fiktiven Reaktorblock 3 seien gebrochen, der Sekundärkreislauf des Reaktors wurde kontaminiert und radioaktives Material gelangte in die Umwelt, so lautete das Szenario, das der Übung zugrunde lag.

Um genau 8.45 Uhr löste der Präfekt in Colmar gestern den Kriseninterventionsplan aus. Um 10.30 Uhr empfahl er auf Anraten der französischen Nuklearaufsicht insbesondere schwangeren Frauen und Kindern unter 10 Jahren in den nächstgelegenen Ortschaften die Einnahme von Jodtabletten. 25 Minuten später kam aus dem AKW die Mitteilung, die Ausbreitung strahlenden Materials

sei gestoppt. Im Simulator des Atomkraftwerks, in dem der Kontrollraum für die Reaktoren nachgebaut ist, standen derweil sechs Ingenieure, abgeschottet von der Aussenwelt, vor Wänden mit Hunderten von Knöpfen, Kontrolllampen und Anzeigeelementen. Hinter einer Glasscheibe in ihrem Rücken sass das Team der Nuklearaufsicht, die Urheber des Szenarios, an Computern.

Am Ende blieb die Frage: Wie viel Nutzen bringen solche Übungen für den Ernstfall? «Käme es zu einer Kernschmelze», sagt Christian Küppers, Experte für Nukleartechnik am Ökoinstitut in Darmstadt, «müsste man den gesamten Oberrhein evakuieren.» Dafür würden die vorhandenen Kapazitäten nicht ausreichen. «Dennoch helfen solche Übungen natürlich: Einfache Informationen müssen weitergegeben werden, die vor allem eines nicht tun: verharmlosend wirken.»